

Botschafter für den Geist
des Judentums

Vom unbekannten Martin Buber

Ruth Lapide

Martin Buber, der am 8. Februar 1878 in Wien zur Welt kam und am 13. Juni 1965 in Jerusalem gestorben ist, gehört zweifelsohne zu den zentralen Gestalten des europäischen Judentums unseres Jahrhunderts. Er wurde zum Botschafter für den Geist des Judentums, vor allem im deutschen Sprachbereich, wirkte aber darüber hinaus auf die christliche Theologie des gesamten Abendlandes. 39 Jahre sind seit Bubers Tod ins Land gegangen. Keiner seiner philosophischen Grundsätze ist mit Grünspan überlagert; keiner seiner Denk-Pfeiler hat Rost angesetzt. Als Jude von den Nazis vertrieben, hat er dennoch innerhalb seiner Glaubensgemeinschaft häufig Widerspruch provoziert. Seine Gedanken eilten seiner Zeit voraus, und ähnlich den Propheten im alten Israel wurde er oft verkannt oder ignoriert.

Heute häufen sich Buber-Institute, Buber-Stiftungen und Buber-Lehrstühle in vielen Ländern. Dabei werden leider noch immer ganz wesentliche Bereiche seines Schaffens verdrängt oder unter den „politisch-theologischen Teppich“ gekehrt, weil sie sich keiner Regel beugen und gegen alle Stachel löcken. Nach heutigen Begriffen gilt ein Kind, das aus einer zerrütteten Ehe stammt, dann in fernen Landen von den Großeltern erzogen wird, in einer in drei Sprachen gespaltenen Welt seine prägenden Eindrücke sammeln muss, als unterprivilegiert und benachteiligt. Genau solche Verhältnisse aber bestimmten die Kindheit von Martin Buber. War er ein Wiener Jude – nach der Stadt seiner Geburt? War er ein Ostjude etwa – erzogen

und geschult vom Großvater, dem Talmudgelehrten Salomo Buber, in Lemberg? War er gar ein deutscher Jude – der begnadete Redakteur, Schriftsteller und Bibelübersetzer in Berlin und Heppenheim? Oder war er schließlich der weltfremde, verkopfte Religionsphilosoph aus Frankfurt am Main und später Jerusalem?

In der Rückschau kann man feststellen, dass keine dieser Klassifizierungen gänzlich auf ihn zutrifft. Er war eben so vielseitig, dass er von allen Orten seiner Tätigkeit geprägt war; andererseits aber deren Kulturleben deutlich mitgestaltet und beeinflusst hat. Vom Großvater Buber ins orthodoxe osteuropäische Judentum eingeführt, schwimmt der heranwachsende Knabe bereits in drei Meeren: dem ostjüdischen, dem deutsch-jüdischen und dem zionistischen zugleich.

Als „rituell abstinenter“ bezeichnete er sich selbst – er, der seit seinem dreizehnten Lebensjahr keine Synagoge mehr betreten hatte. Und dennoch wurde er zum Vordenker, zum Mittler und zum Erneuerer für den Geist des Judentums, vor allem im deutschen Sprachraum. Er hat jedoch auch auf die christliche Theologie einen prägenden Einfluss ausgeübt, von dem viele Dialoge und Monografien zu essenziellen Themen noch immer Zeugnis ablegen. Sein Einfluss auf rabbinische Kreise, in der Orthodoxie jedenfalls, ist aber kaum bemerkbar. So verehrt Buber bei den „Jeckes“, also den ehemaligen deutschen Juden, war und ist, so unbekannt bleibt er in weiten Kreisen des säkularisierten oder des orientalisch-israeli-

schen Publikums. Es besteht Grund zur Annahme, dass die Fülle von Buber-Zentren und Buber-Fakultäten in Deutschland diese Gestalt in Europa wesentlich populärer gemacht hat als der unbekannte, oft verkannte strenge Professor es in den Städten des Judenstaates je erreicht hat.

Ein „humanistisches“ Lebenswerk

Sein Lebenswerk, das mit Recht als „hebräischer Humanismus“ bezeichnet wurde, ist in mehrere Kreise einzuordnen.

Erstens: die Philosophie der Dialogik, die zum Leitwort seines „Neuen Denkens“ geworden ist.

Zweitens: die von ihm und Franz Rosenzweig neu erstellte „Verdeutschung der Schrift“, die Neuübersetzung des gesamten Alten Testaments also. Hier ging er bis an die äußersten Grenzen des Sagbaren – in seiner Bemühung, den deutschen Text seinem hebräischen Ursprung nicht nur inhaltlich, sondern auch in der rhythmischen Gliederung so nahe wie irgend möglich zu bringen. Kurzum, die ursprüngliche „Gesprochenheit“ der Heiligen Schrift sollte wieder schriftlich erfahrbar und die falsche Vertrautheit mit dem Text aufgeraut werden. Es galt zum Beispiel die Fehlübersetzung im „Zehnwort vom Sinai“ (den Zehn Geboten) „Du sollst nicht töten“ zurückzurücken in „Du sollst nicht morden“ – wie das Original es verlangt. Der Bedeutungsunterschied ist juridisch gesehen natürlich gewaltig.

Als zweites Beispiel von vielen diene uns die Bubersche Ersetzung des Begriffes „Opfer“ mit „Darnahung“ quer durch die Bibel. Damit will er die Aussageabsicht des Bibelmenschen vergegenwärtigen, der seiner Gottheit näher kommen will, sei es in Flehen oder Dank, indem er ihr Geschenke darbietet, ihre Nähe suchend. Natürlich waren die beiden Übersetzer auch bestrebt, solche gravierenden Fehlübersetzungen in deutschen Bibeln, die für Juden böse, antisemitische Folgen

zeitigten, ins rechte Licht zu rücken. Nachdem sein Freund und Mit-Übersetzer Franz Rosenzweig bereits im Jahr 1929 gestorben war und die düstere Wolke der Nazizeit Bubers produktives Schaffen überschattet hatte, konnte er erst in Israel anno 1961 sein Monumentalwerk der Übersetzung vollenden.

Es war der Traum des alternden Gelehrten, sich auch dem Neuen Testament, der Biografie seines „großen Bruders“, wie er Jesus verstand, zu widmen. In der Späte der Tage reichten seine Kräfte aber nicht mehr für eine Neuübertragung der Evangelien mit Berücksichtigung des jüdischen Hintergrundes und des Sitzes im Leben ihrer Leid- und Leitgestalten. Diese Aufgabe legte er seinen Schülern und Jüngern ans Herz, zu denen auch ich mich zähle. Diese Übersetzungsaufgabe ist zu einem meiner Hauptanliegen geworden.

Drittens: das Engagement im politischen Bereich des Sozialistischen Zionismus, in dessen Mittelpunkt die konstruktive Förderung der Kibbuz-Bewegung im vorstaatlichen jüdischen Gemeinwesen in Erez-Israel, dem damaligen „Palästina“, stand. Seine Freundschaft mit dem Kibbuz Nasorea, dessen Mitglieder deutsche Juden sind, ist bis heute unvergessen. Über viele Jahrzehnte hat man Buber in israelisch-zionistischen Kreisen seine frühe apolitische Einstellung zum Zionismus übel genommen. Ähnlich wie andere später berühmt gewordene Persönlichkeiten, etwa der erste Staatspräsident Chaim Weizmann oder der Denker Achad-Ha-Am, hielt Buber anfangs den Zionismus nur für eine geistig-kulturelle Renaissance des Judentums und weniger für eine politische Bewegung.

Erst später schloss er sich dem politischen Zionismus an. Ein weites Feld boten damals wie heute in der hitzigen Debatte die verschiedenen Ausprägungen und Manifestationen des Zionismus. Er bot in der Tat Raum unter seinem Dach für

die Bibel-Getreuen einerseits wie für die Modernisten andererseits, für den Mittelständler wie für den Sozialisten, für den Gelehrten wie für den Kibbuz-Landwirt. Bei aller Verschiedenheit war ihrer aller „Alpha“ jener kleine Hügel namens Zion mitten in Jerusalem – und ihr „Omega“ die Wiedererrichtung eines Staatswesens in der alten biblischen Heimat, eben das heiß umstrittene Israel der Propheten.

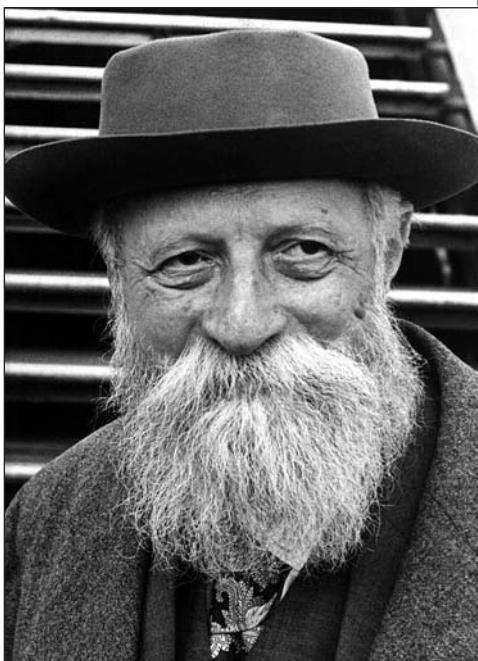
Auch in geistig verwandten Kreisen fand Buber nicht immer Zustimmung. So war der berühmte Kabbalah-Forscher Gershom Scholem von der Hebräischen Universität in Jerusalem kritisch gegenüber Bubers versöhnlicher Haltung zu Deutschland in den fünfziger Jahren eingestellt. Er erachtete die „Verdeutschung der Schrift“ durch Buber und Rosenzweig eher als Grabmal für die ausgerotteten deutschen Juden denn als ökumenisches Angebot für heutige Christen. Hier schieden sich die Geister von Buber und Scholem. Auch der inzwischen ebenfalls verstorbene Scholem erregte bekanntlich seinerseits wegen seiner Einstellung zum Holocaust und zur deutsch-jüdischen Symbiose, die angeblich nie stattgefunden habe, hitzige Debatten.

Viertens: die Weitsicht, mit der Buber sehr frühzeitig, lange vor manchem professionellen Politiker, zu der Einsicht kam, dass der so ersehnte Frieden, ja eine friedliche Koexistenz, nur im Rahmen eines binationalen Staates mit den Arabern in Palästina machbar sei. Grenzt es nicht an prophetische Eingebung, wenn Buber bereits anno 1921 dem Zionistischen Kongress eine Vorlage einbrachte, die besagte:

„[...] Zionismus muss sich auch um die Bedürfnisse der Araber kümmern. [...] Das jüdische Volk manifestiert seine Sehnsucht nach einem Leben in Frieden und Brüderlichkeit mit dem arabischen Volk; und den Wunsch, die gemeinsame Heimat zu einer Republik zu entfalten, in der beide Völker die Freiheit ihrer Ent-

In Frankfurt am Main lehrte Martin Buber jüdische Religionswissenschaften und Ethik; nach seiner Flucht 1938 nach Palästina setzte er dort seine Lehrtätigkeit bis 1951 fort. 1952 wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, 1963 mit dem Erasmus-Preis geehrt. Am 13. Juni 1965 starb er in Jerusalem.

© dpa



wicklung haben sollten.“ Kein Wunder, dass Buber bei den tonangebenden ehemals osteuropäischen Kreisen des jungen Israel fortwährend aneckte.

Fünftens: die Erschließung des Chassidismus, einer jüdischen Bewegung, die neben Bibel-Gelehrsamkeit großen Wert auf Frömmigkeit des Herzens und Fröhlichkeit des Gottesdienstes legt. Dank Buber ist sie in weiten Kreisen als ein Paradigma der Religionsgeschichte bekannt geworden. Bei dieser Arbeit war ihm übrigens seine Frau Paula – geborene Winkler – eine ganz große Stütze. Paula war Schriftstellerin eigenen Rechtes und selbst sehr begabt. Ursprünglich Christin, konvertierte sie zum Judentum.

Obwohl manche Chassidim es Buber anlasten, ihre Ideale und Ziele nicht in ihrem Sinne geschildert zu haben, bleibt es ihm unbenommen, der Welt von dieser einzigartigen, wahrhaft frommen Bewegung des Judentums kundgetan zu haben. Bubers weltberühmte „Chassidische Geschichten“ idealisieren die überaus bescheidenen Verhältnisse der armen, oft von Pogromen zu Tode gehetzten Ghettjuden. Das Bild, das seine Legenden zeichnen, ist gewiss nicht falsch, aber eben auch nicht immer wirklichkeitsgetreu – wie die Betroffenen selbst betonen. Der Leser lebt eben nicht vom Brot allein, aber genauso wenig von rosaroten Schilderungen und schwärmerischen Bildern.

Sechstens: seine bahnbrechenden pädagogischen Bemühungen als Erwachsenen-Bildner im Zeichen des „Aufbaus im Niedergang“ – wie er seine Tätigkeit für die verfolgten Juden in Nazi-Deutschland in den Hitlerjahren nannte.

Bereits 1933, nach der Machtergreifung der Nazis, wurde der Theologieprofessor Buber von der Frankfurter Universität entlassen und erhielt dortselbst Berufsverbot. Im selben Jahre wurde er zum Direktor der neuen „Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung“ ernannt. Sein Bestreben war die Vermittlung von Bildung und Erziehung für die jüdische Bevölkerung nach deren Ausschluss von allen deutschen Bildungsinstituten durch die Nazibehörden. In diesem Sinne wurde Buber auch zum Leiter des soeben gegründeten „Jüdischen Lehrhauses“ in Frankfurt am Main. Buber begann alsbald eine intensive Reisetätigkeit quer durch Deutschland, um seinen Glaubensgenossen das Wort von Bibel und Kultur zu verkünden. Indirekt bewirkte er damit eine Art geistigen Widerstandes. In der Tat verboten ihm die Nazis anno 1935 auch diese Tätigkeit. Ohne aufzugeben, sprach er dann im selben Sinn zu Quäker-Gemeinden – bis auch das behördlich verhindert wurde. Wenn Buber nichts weiter

geleistet hätte: Allein die Ermutigung und die Stärkung des jüdischen Durchhaltevermögens, die er in finsterster Stunde vielen Menschen vermittelte, würden ihm einen Ehrenplatz in der jüdischen Geschichte gewährleisten.

Siebtens: Sein dichterisches Œuvre erstreckte sich von der Kultur Chinas bis zur finnischen Poesie.

Achtens: Seine theologischen Forschungen umfassen nicht nur beide Testamente der Bibel, sondern auch die apokalyptische und mystische Literatur aller Großreligionen. Von besonderer Faszination ist auch sein Briefwechsel mit Mahatma Gandhi aus Indien, mit dem er über Kontinente und Meere hinweg über Gott und die Welt und das tragische Schicksal ihrer beiden Völker (die unter britischer Okkupation zu leiden hatten) in jenen Jahren einen Austausch pflegte.

Neuntens: Versöhnungsbereitschaft mit Nachkriegs-Deutschland brachte er trotz großen Widerstands in Israel bereits 1953 zum Ausdruck. Als ihm in Frankfurt der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wurde, sagte er: „Mein der Schwäche des Menschen kundiges Herz weigert sich, meinen Nächsten deswegen zu verdammen, weil er es nicht über sich vermocht hat, Märtyrer zu werden.“

Zehntens: Buber war ein begnadeter Schriftsteller und großer Theologe. Seine Einstellung zum christlich-jüdischen Dialog zeitigt noch heute ihre Wirkung unter seinen Schülern und Jüngern. Fast klassischen Wert hat inzwischen seine Stellungnahme zum Nazarener erhalten, die seinerzeit viel Staub aufgewirbelt hat:

„Jesus habe ich von Jugend auf als meinen großen Bruder empfunden. Dass die Christenheit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer als eine Tatsache von höchstem Ernst erschienen, die ich um seinet- und meinewillen zu begreifen suchen muss. Mein eigenes brüderlich-aufgeschlossenes Ver-

hältnis zu ihm ist immer stärker und reiner geworden, und ich sehe ihn heute mit stärkerem und reinerem Blick als je. Ge- wisser als je ist es mir, dass ihm ein großer Platz in der Glaubensgeschichte Israels zukommt und dass dieser Platz durch keine der üblichen Kategorien umschrieben werden kann.“

Wie zu erwarten war, erregte er mit solchen Gedankengängen heftigen Widerspruch und Anfechtungen bei jüdischen Gegnern, die er fast ausnahmslos unbeantwortet ließ.

Die daraus resultierende gewisse Ver einsamung wusste er zu ertragen. Wer ihn in Jerusalem besuchen konnte, wird es kaum vergessen, wie der weißbärtige Greis inmitten seiner Bücherwelt engagiert an den Fahnen der stetigen Neuauf lagen seiner geliebten Werke werkelt.

Dialog als Prinzip

Doch wer kann einem Polyhistor gerecht werden, dessen vielseitiges Lebenswerk überall Durchbrüche erwirkt und wissen schaftliche Spuren hinterlässt? Er pflegte zu betonen: „Ich habe keine Lehre, ich zeige nur etwas an der Wirklichkeit, was nicht – oder zu wenig – gesehen worden ist. Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch.“

Dieses dialogische Prinzip, das er in seinem Werk vom „Ich und Du“ zur Welt anschauung erhoben hat, verbindet alle Gebiete seines Schaffens und läuft wie ein roter Faden durch sein umfangreiches Schrifttum. Das Ich-und-Du-Prinzip, das fast alle späteren Werke Bubers zu färben und zu prägen vermochte, führte dann zu den so genannten „zwei Glaubenswei sen“, die er – zutiefst gesehen – schon im Neuen Testament bei Jesus und bei Paulus findet. Es ist einmal die *emuna* des Hebräers Jesus, sein Sich-verlassen-Können, ein fragloses und zweifelloses Vertrauen auf den Herrn der Welt – gleichgültig, was da geschehen mag! Und zum anderen steht dagegen der Glaube des Dias

poren-Juden Paulus, auf Griechisch *pistis*, der mit „rationaler Philosophie“ angekränkelt ist: ein Glaube, der an eine bestimmte Sachlage gebunden ist und auf bestimmten Dogmen beruht.

Während Jesus von Nazareth sagte: „Ich glaube an Gott“, erklärte Paulus: „Ich glaube, dass Jesus der Messias ist, dass er gekreuzigt wurde und am dritten Tage auferstanden ist.“ Natürlich stand Buber auf der Seite des Juden Jesus und versuchte zu glauben, wie dieser es tat – fraglos und bedingungslos. Seine Botschaft war und bleibt der Hinweis auf die Ewig keit der Bibelwahrheit und dass alles Leben auf Begegnung beruht: Wie Abraham und Hiob verstand er das furchtlose Du sagen zum himmlischen Vater als Ver wirklichung unser aller Gottes Kind schaft.

So wurde Buber auch zum Nestor des Jüdisch-Christlichen Gespräches, das sich heute in seinem Geiste zu entwickeln beginnt und hoffentlich nach der Befreiung Israels ernsthafte Fortschritte machen wird. Denn erst wenn die Kanonen endgültig schweigen, wird man beherzt akute Fragen des interreligiösen Miteinanders freimütig angehen können, ohne gegebenenfalls als Verräter oder als Nest beschmutzer bezichtigt zu werden.

Dem passionierten Erzieher hat auch Israel viel zu verdanken. Als Professor der Sozialphilosophie an der Hebräischen Universität in Jerusalem (einen Lehrstuhl für das dynamitbeladene Fach Religion hatte man ihm nicht anvertraut) unterrichtete er unablässig auch Erwachsene aus allen drei Bibelreligionen.

Ein binationaler Staat als Ziel

Er gehörte zu den Gründern und Förderern der bedeutendsten Lehrerseminare, die sich um die Integration der Einwandererströme aus siebzig Ländern und mit den verschiedensten Bildungshorizonten bemühten. Unvergessen bleibt sein Aufruf: „Ich meine Gott, nicht die Religio-

nen“ – worauf eine tiefe Einsicht folgt, die er allen, die sich auf Gott berufen, ins Stammbuch schreiben wollte:

„Gott ist das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden. Gerade deshalb darf ich darauf nicht verzichten. Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geängstigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt. Es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last. Die Religionsparteiungen haben das Wort zerriissen. Sie haben dafür getötet und sind dafür gestorben; es trägt ihrer aller Fingerspur und ihrer aller Blut. Wir müssen diejenigen achten, die es verpönen, weil sie sich gegen das Unrecht und den Unfug auflehnen, die sich so gern auf die Ermächtigung durch Gott berufen, aber wir dürfen es nicht preisgeben.“

Gewiss, die Leute zeichnen Fratzen und schreiben ‚Gott‘ darunter. Sie morden einander und sagen ‚Im Namen Gottes‘. Aber wenn aller Wahn und aller Trug zerfällt, wenn sie ihm gegenüberstehen im einsamsten Dunkel und nicht mehr ‚Er‘ sagen, sondern ‚Du‘ seufzen, ‚Du‘ schreien, und wenn sie dann hinzufügen ‚Gott‘ – ist es nicht der wirkliche Gott, den sie alle anrufen, der Eine, Lebendige, der Gott aller Menschenkinder?

Wir können das Wort Gott nicht reinwaschen und wir können es nicht ganz machen, aber wir können es, befleckt und zerfetzt, wie es ist, vom Boden aufheben und aufrichten – in einer Stunde großer Sorge.“

Wann immer die Spannungen im Mittleren Osten sich gefährlich verdichten, besteht – um Gottes willen – Grund, sich Bubers Mahnung zu erinnern:

„Nicht ein Land ohne Volk ist Erez-Israel – wie einst Theodor Herzl in Wien meinte, sondern die Heimat zweier Völker ist es und das Feld, auf dem zwei Gerechtigkeiten aufeinander prallen.“

In diesem Sinne gründete er ja schon vor fünfzig Jahren die Ichud- und die Brith-Schalom-Bewegung, deren Zielsetzung ein binationaler Staat von Juden und Moslems war und ist.

Häufig blieb er bislang ein „Rufer in der Wüste“. Wer weiß, vielleicht stehen die beiden Völker gerade heute vor einem neuen Abschnitt ihrer blutdurchwirkten Geschichte mit der lang ersehnten Wende zum Guten.

Auf all seinen Gratwanderungen ist Buber allemal ein zentraler Jude geblieben, der um und für seinen Glauben zu ringen wusste – mit Gott und mit den Menschen.

Furchtbare und herrliche Entscheidungsfülle

„Wo man um Ursprung und Ziel weiß, da gibt es kein Getriebe: Man ist von einem Sinn getragen, den man nicht ersinnen könnte; aber man empfängt ihn nicht, um ihn zu formulieren, sondern um ihn zu leben; und gelebt wird er in der furchtbaren und herrlichen Entscheidungsfülle des Augenblicks.“

Martin Buber in: Der Mensch von heute und die jüdische Bibel